



Pfarrer Dr. Roger J. Busch

Predigt am 10. Oktober 2021

Alle Dinge sind rastlos tätig, / kein Mensch kann alles ausdrücken,
nie wird ein Auge satt, wenn es beobachtet, / nie wird ein Ohr
vom Hören voll. Was geschehen ist, wird wieder geschehen, / was
man getan hat, wird man wieder tun: / Es gibt nichts Neues unter der Sonne.
(Prediger 1 Vers 8)

Themenpredigt: Die Unersättlichkeit

Unersättlichkeit scheint dem Menschen eigen zu sein. Sie ist ein Charakteristikum, das der Geschichte vom Garten Eden zufolge schon vor dem Sündenfall existiert und de facto zur Vertreibung aus dem Paradies führte. Das Virus der Unersättlichkeit war schon die ganze Zeit über da. Zu Beginn, im Garten Eden, war es lediglich inaktiv und brauchte eine Veränderung bei den ökonomischen und kulturellen Bedingungen, um eine günstige Umgebung zu finden, in der es sich verbreiten konnte.

Nun, wir haben durchaus Einfluss darauf, woran es uns zu mangeln beginnt. Und wir sollten genauer darauf achten, was wir auswählen. Aristoteles schrieb einst, dass eine Leidenschaft die andere besiegt und die neue Auswahl eine Leere füllt, die die Menschen selbst erzeugt haben.

Das ist doch die dauernde Frage: Wie viel müssen wir haben, um nicht zu wenig zu haben? Was ist das quecksilbrige Element in uns, das einfach keine Zufriedenheit finden kann? Weshalb gelingt es uns nicht, dauerhaft miteinander Frieden zu schließen?

Einerseits sind die Unbeständigkeit und sogar der Mangel nützlich. Sie zwingen uns zu neuen Entdeckungen und neuen Aktivitäten. Unser ständiges Wirtschaftswachstum verdanken wir eben den neuen Formen des Mangels!

In der kreativen Zerstörung, von der Schumpeter einst schrieb, wird das Alte ständig durch das Neue ersetzt. Das ist die Logik des Kapitalismus und – der Freiheit.

Man kann das Ganze aber auch anders sehen. Der Ökonom Fred Hirsch beschrieb die paradoxe Situation, in der wir angesichts von wachsendem Wohlstand nicht wirklich glücklich sind, so: Wenn in einem Konzert plötzlich ein Zuschauer aufsteht, verschafft er sich einen relativen Vorteil, aber nur auf Kosten der Person, der er den Blick versperrt. Wenn nun andere es ihm nachmachen und ebenfalls aufstehen, verschwindet dieser relative Vorteil – jetzt befinden sich wieder alle in der gleichen Lage, nur mit dem Unterschied, dass ihnen die Füße wehtun. Dann stellt sich jemand auf die Zehenspitzen, und die ganze Spirale beginnt wieder von vorne. Dann fangen die Leute an, sich gegenseitig auf die Schultern zu steigen und so fort.

Unsere Zufriedenheit ist schlicht eine relative. Sie ist nicht „absolut“, gilt also nicht immer und überall. Und so gibt es Menschen, die sich ganz armselig vorkommen, wenn der Nachbar sich ein schickes neues Auto kauft, auch wenn wir mit unserem eigenen Auto ganz zufrieden sind.

Was tun? Wie entkommt man der Spirale dieses gegenseitigen Messens und Vergleichens? Grundsätzlich wäre es ja möglich, dass wir vor dem Fluch des Konsums in das Paradies der Herzlichkeit fliehen könnten. Dorthin, wo Stille und Ruhe herrschen. Dorthin, wo nicht Zahlen das Regiment führen, sondern das Geistig-Geistliche. Jesus grüßte seine Jünger nie mit „**Glück** sei mit euch!“, sondern mit „**Friede** sei mit euch!“

In seinen „Bekenntnissen“ benutzt Augustinus einen denkwürdigen Satz: „Ruhelos ist unser Herz, bis dass es seine Ruhe hat in Dir!“

Ruhte sein Herz denn aber während seines Lebens? Fand er, wonach er sichte, strebte er nicht nach mehr? Die alttestamentlichen Juden mussten ja, als sie endlich in das Gelobte Land gelangt waren, weiter kämpfen, ohne die geringste Spur des ersehnten Friedens und der gewünschten Ruhe. „Jerusalem“ bedeutet übersetzt „Stadt des Friedens“. Doch trotz dieses vielversprechenden Namens herrscht dort bis heute kein Frieden. Darin scheint die materielle Welt der spirituellen zu gleichen. In beiden wollen wir immer mehr, und uns ist nie

irgendetwas genug. Es ist, als gäbe es in uns ein unzerstörbares Element der Ungenügsamkeit, das eine nicht endenwollende innere Spannung erzeugt.

Aristoteles neigte mit seinem stoischen Erbe der Auffassung zu, dass wir mit dem zufrieden sein müssen, was wir haben, und dass eben darin das Glück zu finden ist. Sonst stecken wir in der Falle des trügerischen „Jahrmarkts der Eitelkeit“ und werden nie zufrieden sein, weil ja der Appetit beim Essen kommt.

Im Buch Kohelet (Altes Testament) heißt es: „Alle Dinge sind rastlos tätig, / kein Mensch kann alles ausdrücken, nie wird ein Auge satt, wenn es beobachtet, / nie wird ein Ohr vom Hören voll.“

Aristoteles' Rat ist gut. Aber er ist schwer zu befolgen. Insbesondere, wenn wir das Element der Unersättlichkeit in uns haben. Das zu „vertreiben“ ist nicht einfach, denn in den zurückliegenden Jahren ist es gehätschelt worden.

„Wachstum“ – Der Begriff ist zu einem unausweichlichen Mantra der Ökonomen geworden. Ich entstamme ja selber einem alten Kaufmannsgeschlecht. Und da ist das Jonglieren mit Zahlen ganz „normal“. Der Blick auf den Mitmenschen ist es eher nicht. Es bedarf einer Perspektiven-Veränderung!

Wir sollten uns bemühen, dankbar und zufrieden zu sein, vor allem in Situationen, in denen wir – Krisen hin oder her – zumindest materiell mehr als das Hundertfache von dem haben, was der unglaublich arme Aristoteles besaß.

Ein interessanter Impuls erreicht uns da mit dem Begriff der „Sabbat-Ökonomie“.

Sich zu entspannen, scheint ja etwas sehr Erfreuliches und Angenehmes zu sein. Und doch gehört das Gebot, den Feiertag zu heiligen, heute paradoxer Weise zu denen, gegen die am häufigsten verstoßen wird. Die Menschheit wird zwischen den Neigungen, die Realität um sich herum zu verändern und mit dem zufrieden zu sein, was sie hat, hin und her gerissen. Der Thora zufolge sollte der Mensch die Welt um sich herum an sechs Tagen verändern, am siebten Tag jedoch ruhen. Er sollte ruhen, nachdenken und sich an seiner Hände Werk erfreuen. Wir paradox, dass das ein Gebot sein musste! Man sollte doch meinen, dass es gereicht hätte, wenn Gott Ruhe **empfohlen** hätte, dass er die Arbeit nicht (häufig unter Androhung der Todesstrafe) hätte verbieten müssen.

In unserer Natur gibt es aber offenbar irgendetwas, was dazu neigt, ständig zu arbeiten – zu maximieren. Und deshalb war dieses Gebot erforderlich.

Wir sollten uns durchaus fragen, ob es denn überhaupt nötig ist, die gesamte Energie, die der technische Fortschritt uns bringt, in den Konsum und das Wachstum zu stecken. Man kann Energie doch auch für andere Dinge aufwenden. Es gibt auch andere Quellen der Freude.

Das Sabbatgebot besagt das Gegenteil: „Du sollst nicht immer optimieren!“ Der Nutzen aus dem Konsum könnte sogar schon fast erschöpft sein, dieser Brunnen könnte schon fast ausgetrocknet sein und es ist vielleicht gar nicht möglich, ihn weiter zu maximieren. Überhaupt: was machen wir denn mit diesem Manna, dieser Energie? Ich befürchte, wir stecken die gesamte Zeitersparnis wieder in die Produktion. Wir genießen das Manna nicht, sondern bringen es wieder in das System ein, um „mehr Manna“ zu bekommen.

Gesund ist das für viele nicht. Und wenn man das mal begriffen hat, ist die Tür zur Veränderung zumindest einen Spalt weit offen.

Gott schenke uns die vertrauende Gelassenheit, **auf ihn** zu hoffen. Amen.